Neue Zürcher Zeitung



Die Alpen sind für Schweiz-Touristen ein «Muss» – aber nicht alle Kantone profitieren davon. Kinder schaukeln bei der Sewenhütte im Kanton Uri. JOËL HUNN / NZZ

Tourismus auf der Schattenseite

Nur wenige Kantone verfügen über weltberühmte Reiseziele – die anderen müssen ihre Nische finden

ROGER BLUM

Die Schweiz ist ein Reiseland. Die knappe Mehrheit der Gäste kommt aus dem Ausland, vor allem aus den USA, aus Deutschland, Grossbritannien, Frankreich und China. Doch für fast die Hälfte der Logiernächte sorgen Gäste aus der Schweiz. Es ist die grosse Herausforderung für die Tourismusorganisationen, das Land und seine Regionen als attraktive Reiseziele sowohl für Fremde als auch für Einheimische zu «verkaufen» und zugleich darauf zu achten, dass der Reiseverkehr für die Landschaften und für die Bevölkerung nicht zur Belastung wird.

Das Jahr 2024, als man 42,8 Millionen Logiernächte verbuchte, war erfolgreicher als das Vorjahr. Und vergleicht man 2025 bis Ende September mit dem gleichen Zeitraum 2024, stieg die Zahl erneut: 34,4 Millionen gegenüber 33,7 Millionen. Den stärksten Zuwachs weisen die Kantone Nidwalden, Basel-Stadt und Zug auf, wobei Basel vom European Song Contest besonders profitierte.

Doch nicht überall in der Tourismusbranche läuft es gut. Die Organisation St. Gallen-Bodensee Tourismus muss neu jährlich eine halbe Million Franken einsparen und Stellen abbauen, weil weniger Geld vom Kasino St. Gallen und von anderen Wirtschaftspartnern fliesst. Dagegen haben der innerrhodische Verein Appenzellerland Tourismus AI und die ausserrhodische Appenzellerland Tourismus AG eingesehen, dass sie die beiden Kantone mit einer gemeinsamen Organisation besser vermarkten können. 2026 rücken die beiden bisherigen Tourismusorganisationen enger zusammen, zudem prüfen sie eine Fusion bis Ende 2028.

Es gibt eben in der Schweiz touristische Destinationen auf der Sonnenseite und solche auf der Schattenseite. Städte wie Zürich, Genf, Bern, Basel und Luzern sind mit ihren historischen Zentren, Kathedralen, Museen, Palästen und Messen und mit ihrer Lage am See oder am Fluss automatisch attraktive Ziele. Ebenso sind die Alpenregionen und die südlichen Sonnenstuben, vor allem das Berner Oberland, das Wallis, Graubünden und das Tessin, für viele Reisende ein «Muss». Da muss man nicht lange erklären, warum es sich lohnt, sie zu besuchen.

Diese bevorzugten Reiseziele verfügen in der Regel über schlagkräftige Tourismusorganisationen. Die Organisationen sind aus früheren Fremdenverkehrsvereinen oder Verkehrs- und Verschönerungsvereinen hervorgegangen und kennen weiterhin die Struktur eines Vereins oder einer Aktiengesellschaft. Finanziell getragen werden sie von den Kantonen, Städten, Kantonalbanken, Messen, Spielbanken, Einzelfirmen sowie der Hotellerie und Gastronomie. Die Zentralen dieser Organisationen bestehen aus Teams von 50 bis 75 Personen. In Bern beispielsweise sind es 60 Leute für die Hauptstadt und nochmals 70 für die Jungfrau-Region.

«Erleben statt Durchfahren»

Auch St. Gallen gehört eigentlich zu diesen privilegierten Reisezielen, zählt doch der Stiftsbezirk der Hauptstadt zum Weltkulturerbe der Unesco. Doch die historische Entwicklung und die internationalen Tourismusströme haben dazu geführt, dass St. Gallen beispielsweise im Vergleich zum etwa gleich grossen Luzern weniger profitiert, wie Rafael Enzler, der Präsident von St. Gallen-Bodensee Tourismus, ausführt.

Luzern verbucht etwa doppelt so viele Gäste wie St. Gallen, und zwar im Unterschied zu St. Gallen vor allem ausländische. Und jetzt kommt dazu, dass die St. Galler Tourismusorganisation sparen muss, weil das Kasino seine Kunden nicht mehr primär unter den Touristinnen und Touristen sucht und deshalb seine Beiträge kürzt. Die St. Galler Tourismusorganisation will deshalb verstärkt mit Multiplikatoren zusammenarbeiten und Gäste über digitale Kanäle ansprechen, wie Rafael Enzler erklärt.

Einige Regionen haben es deutlich schwerer, Touristen anzuziehen. Nimmt man beispielsweise die Hauptroute der Grand Tour of Switzerland zum Massstab, so berührt sie die neun Kantone Uri, Obwalden, Nidwalden, Zug, Glarus, Solothurn, Basel-Stadt, Baselland und Jura nicht oder nur am Rande. Bei den achtzig unbekannten einzigartigen Orten, die Schweiz Tourismus 2022 ausgewählt hat, sind zwar alle Kantone vertreten, einige mit fünf oder sechs Orten. Die Kantone Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Zug, Glarus, Solothurn, Basel-Stadt, Baselland, Schaffhausen, Appenzell Innerrhoden und Appenzell Ausserrhoden sind jedoch nur mit je zwei Orten vertreten, also wiederum praktisch die gleichen.

Es gibt Kantone, durch die man immer nur durchfährt – etwa durch Uri auf der Reise von der Deutschschweiz ins Tessin oder durch Baselland auf der Reise vom Mittelland nach Basel. Oder es gibt Kantone, die liegen nicht an den grossen Routen – wie die beiden Appenzell, durch die kein Kilometer SBB und keine Autobahn führt. Zudem sind ihre Tourismusorganisationen mit weniger Mitteln ausgestattet, und entsprechend sind auch ihre Geschäftsstellen kleiner: Sie sind überall mit weniger als 20 Personen besetzt, meist mit etwa 10, in Nidwalden und Baselland lediglich mit je 4. Wie verkaufen sich solche Kantone auf der Schattenseite, die ja ebenfalls über wunderbare Landschaften, Burgen, Schlösser, Städtchen, Dörfer und Gasthäuser verfügen?

Maurus Stöckli ist Geschäftsführer der Uri Tourismus AG. Er betont, dass man nicht erst erklären müsse, was Uri sei: «Man kennt Uri, aber eben meist nicht aus eigener Anschauung.» Das Ziel sei, die Leute zum «Erleben statt Durchfahren» zu bewegen, wie es ein selbstironisches Video aufzeigt.

Uri rücke Wilhelm Tell und den Gründungsmythos der Eidgenossenschaft in den Vordergrund, aber auch aktuelle Angebote, etwa die 39 Seilbahnen oder die 1500 Kilometer Wanderwege, sagt Stöckli. Tell führt dazu, dass hin und wieder Amerikaner, die Luzern besuchen, auch den «birthplace of Switzerland» sehen wollen. Die Erfahrung zeige, dass Gäste, die in Uri ihre Reise unterbrächen, auch wiederkämen.

Im Unterschied zu Uri ist Baselland eher die grosse Unbekannte. Der Verein Baselland Tourismus wirbt deshalb mit dem Slogan «Entdeckerland». Zu entdecken gibt es die Geschichte (so die Römerstadt Augusta Raurica, Burgen und Schlösser), zu nutzen die über 1000 Kilometer Wanderwege und viele Gasthäuser. Wie der Geschäftsführer Michael Kumli ausführt, will man Reisende aus Belgien, Luxemburg und den Niederlanden dazu bewegen, in Baselland einen ersten Stopp zu machen. Sie sollen die Gäste ergänzen, die sonst mehrheitlich aus der Schweiz stammen. Man zählt immerhin über 300 000 Hotelübernachtungen jährlich und fast 80 000 in der Parahotellerie.

Rücksicht auf Einheimische

Im Appenzellerland hat sich Ausserrhoden dem kleineren, aber tourismusstärkeren Innerrhoden angeschlossen. Die gemeinsame Organisation wird vom bisherigen Innerrhoder Geschäftsführer Guido Buob geführt. Da das Appenzellerland überschaubar ist und die Dörfer klein sind, geht es immer um beides: Gäste anzulocken und zugleich Übertourismus zu vermeiden. Guido Buob erklärt, dass man die Kapazitäten der Bergbahnen nicht erhöhen und den ausländischen Markt nicht ansprechen wolle. Dies geschehe bewusst aus Rücksicht auf Kultur, Brauchtum und die Einheimischen. Als erste Massnahme werden die Gästekarte sowie die kostenlose An- und Rückfahrt mit dem öffentlichen Verkehr auf Appenzell Ausserrhoden ausgeweitet.

So haben sowohl die Regionen, die eher auf der Sonnenseite des Tourismus liegen, als auch jene auf der Schattenseite die jeweils passenden Strategien entwickelt. Zusammengehalten wird alles von Schweiz Tourismus, der nationalen Organisation, die als öffentlichrechtliche Körperschaft zur Hälfte vom Bund und zur anderen Hälfte von der Branche finanziert wird. Sie rückt die Schweizer Highlights ins Zentrum, unterstützt aber auch Randregionen logistisch. «Es ist der Grundauftrag des Bundes, Marketing für alle Regionen zu betreiben», unterstreicht Lien Burkard von Schweiz Tourismus.

Ostschweiz rückt bei Spitalplanung zusammen

Thurgau macht neu mit bei interkantonaler Spitalliste

ERICH ASCHWANDEN

«Er liebt mich, er liebt mich nicht» – dieses Schema prägte in den letzten Jahren die Zusammenarbeit der Ostschweizer Kantone im Spitalwesen. Hochfliegende Pläne wurden jeweils von Rückschritten abgelöst, die für schlechte Stimmung sorgten. Im Jahr 2020 kündigten sechs Kantone an, sie würden künftig über die Kantonsgrenzen hinaus planen. Drei Jahre später waren diese Pläne Makulatur, weil sich Glarus, Graubünden und Thurgau von dem Projekt zurückzogen.

Die Enttäuschung bei den übrig gebliebenen Kantonen St. Gallen, Appenzell Innerrhoden und Ausserrhoden war gross. Insbesondere die Schaffung einer gemeinsamen Spitalliste schien in weite Ferne gerückt zu sein. Frühestens auf 2031 sei eine Gebietserweiterung um den «abtrünnigen» Kanton Thurgau möglich, erklärte die St. Galler Regierung im April 2024 in einer Antwort auf einen Vorstoss im Kantonsparlament.

Auch Psychiatrie betroffen

Nun geht doch alles schneller, und zumindest mit dem Kanton Thurgau verträgt man sich nun wieder. Am Donnerstag traten die Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren von St. Gallen, Appenzell Innerrhoden, Appenzell Ausserrhoden und Thurgau gemeinsam vor die Medien. Ihre Botschaft: Die vier Kantone haben beschlossen, die Spitalplanung verbindlich anzugehen. Mit der gemeinsamen Planung wollen sie die Grundlage für eine wirtschaftliche und qualitativ hochwertige Spitalversorgung schaffen. Das Projekt geht über die eigentliche Spitalversorgung hinaus. Laut der am Donnerstag unterzeichneten Vereinbarung soll es künftig eine Gesamtversorgung aus ambulanten, intermediären und stationären Angeboten geben. In den kommenden Jahren werden deshalb in drei Versorgungsbereichen identische Spitallisten erlassen. Für die Psychiatrie soll dies bis 2028, für die Akutsomatik bis 2031 und für die Rehabilitation bis 2033 geschehen.

Doch was bringen interkantonale Spitallisten überhaupt? Die Meinungen gehen auseinander. Ausgerechnet der verantwortliche Spitalchef des Kantons Thurgau ist davon wenig begeistert. Rolf Zehnder, CEO der kantonseigenen Thurmed-Gruppe, erklärte kürzlich gegenüber der NZZ, dass Spitallisten nicht dazu führen würden, dass die Spitäler über die Kantonsgrenzen hinaus besser zusammenarbeiten würden. Vielmehr würden die Spitäler zu noch härteren Konkurrenten, die versuchten, sich gegenseitig die Patienten abzujagen. «Das würde die Kosten weiter nach oben treiben», sagte Zehnder. Er plädiert stattdessen dafür, dass sich Spitäler in schweizweiten Konglomeraten zusammenschliessen.

Druck aus dem Parlament

Der Krankenkassenverband Prio Swiss hingegen kritisierte in einem Positionspapier die mangelnde Planung zwischen den Kantonen. Eine gemeinsam abgestimmte Planung und Erteilung der Leistungsaufträge würde es ermöglichen, «dass Leistungsangebote unabhängig von Kantonsgrenzen geografisch sinnvoll, konzentriert und mit höheren Fallzahlen sowie höherer Qualität angeboten werden könnten», schreibt der Verband.

Druck für eine engere Zusammenarbeit zwischen den Kantonen kommt auch aus dem Parlament. Im März hat der Ständerat mit 41 zu 2 Stimmen eine Motion überwiesen. Darin werden die Kantone aufgefordert, nicht nur die Spitallisten zu koordinieren, sondern auch ihre Leistungsaufträge aufeinander abzustimmen und gemeinsam zu erteilen. Sollte dies nicht gelingen, soll der Bund eingreifen. Gegen den Vorstoss ausgesprochen haben sich der Thurgauer Ständerat Jakob Stark (SVP) und der Bündner Stefan Engler (Mitte). Zumindest in der Heimat von Stark scheint ein Umdenken stattgefunden zu haben.